

Isabell Lorey

Die Wiederkehr des Verdrängten am Beispiel des Ekels. Zum Betrachten der Folterbilder aus Abu Ghraib

Es sollte längst alles vorbei sein. Lynndie England, das „Gesicht aus Abu Ghraib“, bekannte sich zu Beginn ihres Prozesses Anfang Mai schuldig, allein verantwortlich für ihre Taten – so war es abgemacht zwischen Staatsanwaltschaft und Verteidigung. Zuvor hatte sie immer ausgesagt, sie habe nur Befehle verfolgt. Mit dem Deal des Schulbekenntnisses sollte nun ihr Strafmaß gemindert und vor allem weitere US-Militärs aus der Verantwortung entlassen werden. Vier von fünf verantwortlichen US-Offiziere hat das US-Verteidigungsministerium bereits von jeder Schuld freigesprochen. Doch der Deal ging nicht auf. Englands ehemaliger Vorgesetzter Charles Graner übernahm die Befehlsverantwortung. Englands Schuldgeständnis wurde unglaublich, und der Prozess abgebrochen. Jetzt verschwindet der Skandal doch nicht so schnell, wie sich das viele Politiker und Militärs erhofften. Das Interesse nach Distanzierung von einer vermeintlichen Ausnahme ist aber keines, das auf die USA beschränkt ist. Schaut man sich die Rezeptionsgeschichte hierzulande unmittelbar nach Veröffentlichung der Bilder an, kommt ein weiteres Bedürfnis nach Distanzierung in den Blick, ausgelöst durch unangenehme Gefühle beim Betrachten der Bilder.

„Nicht das Wissen um die Folter, erst die Bilder aus Abu Ghraib haben einen Aufschrei ausgelöst.“ (Böhm 2004) Ekel und Abscheu waren eine der ersten Reaktionen, die man vor einem Jahr in den deutschen Feuilletons immer wieder lesen konnte und die das Gefühl von vielen zu treffen schienen (vgl. Kleine-

Brockhoff 2004; Pickert 2004; Leyendekker 2004; Seibt 2004). Allerdings nicht bei allen Bildern. Vorwiegend bei denen, die die US-Soldatin Lynndie England in unterschiedlichen Posen zeigten. Diese Bilder waren es auch, die am weitesten häufigsten wiederholt und schnell zur Ikonografie von Schande¹ geworden sind. England gilt noch ein Jahr nach der Veröffentlichung als „Gesicht“ dieses Folterskandals (Koydl 2005). Allerdings ist in den deutschen Feuilletons das Interesse, die Folterbilder und die (eigenen) Reaktionen darauf verstehen zu wollen, sehr schnell abgeklungen. Ekel ist nun mal kein Gefühl, das man länger aushält, ohne sich körperlich übergeben zu müssen. Verweilen wir indes beim Ekelgefühl², erlangen wir Hinweise darauf, was die Bilder im Imaginären der westlichen Kultur bedeuten könnten und weshalb so oft zu lesen war, bei den Bildern gehe es „um uns“ (vgl. u.a. Rall 2004; Reinecke 2004).

Wo könnten die Gründe der Ekelgefühle liegen? Wenn man im Alltagsverständnis Ekel empfindet, bedeutet das ein bis ins Körperliche reichende Empfinden von Abscheu und Widerwärtigkeit. Man spürt das zumeist als Brechreiz in der Magengegend. Ekel löst demnach eine

1 Die *Zeit* titelt am 6. Mai 2004 nur mit den Worten „Die Schande“. Richard Bernstein (2004) spricht von „politischer und ge-strategischer Schande“ (s.a. Müller 2004).

2 Den Ekel-Reaktionen nachzugehen ist nicht mit dem Anspruch verbunden, Umfassendes über die Rezeption dieser Bilder, geschweige denn über Folter zu sagen.

körperliche Reaktion des Aus- bzw. Abstoßens aus. Im psychoanalytischen Kontext verweist dieses Abstoßen auf etwas, das bereits abgestoßen, also verworfen ist oder immer wieder verworfen werden muss. Das grundlegende Muster des Ekels, so Winfried Menninghaus (2002: 7) in seiner Studie über Ekel, ist die Erfahrung der ungewollten Nähe. Es ist die Nähe mit einem Geruch oder Bild, die als Kontamination empfunden wird, als etwas, das die eigenen körperlichen Grenzen überschreitet und gleichsam ins „Innere“ vordringt. Deshalb ist Erbrechen eine Weise der Distanzierung, das Loswerden einer nicht lebhaften Empfindung. Diese Krise der körperlichen und psychischen Unversehrtheit durch Ekel auslösendes verweist immer auch auf die zu große Nähe mit einem Anderen, das dem Ich nicht angepasst werden kann. Aber warum dieses Ekelgefühl beim *Betrachten* der Folterbilder aus Abu Ghraib? Zur Erklärung können zunächst zwei formal unterschiedliche Aspekte dienen. Es ist einmal die Funktion der Bilder und dann das, was auf den Bildern zu sehen ist.

Geht man bei dem Versuch, die Bilder im Imaginären der westlichen Kultur zu verstehen, vom Ekelgefühl aus, beschäftigt man sich mit der subjektiven Erfahrung des unbedingt Wirklichen. Im Moment des Ekels befinden wir uns in der größtmöglichen Wirklichkeit, mittendrin. Wenn das ein Gefühl ist, das beim Betrachten der Folterbilder ausgelöst wird, verweist es auf die Entstehung und die Produktivität der Aufnahmen. Diese Bilder dokumentieren nicht nur die grausamen Taten. Sie sind selbst Teil der Folter, nicht von ihr zu trennen. Die Folterungen fanden für die Kamera statt. Der Kamerablick selbst ist der eines Folterers, nicht zuletzt weil die Fotos anderen Gefangenen zur Abschreckung gezeigt wurden. Damit sind die Bilder weit mehr als Zeugnisse oder Dokumente. Sie sind selbst eine Art Folterpraxis und als solche sind sie produktiv. Gleichzeitig sind die Fotos Schnapp-

schüsse, für die in die Kamera gelacht wird, Bilder, die Freunden und Verwandten aus der Zeit im Irak gezeigt werden sollten und gezeigt wurden. Diese Doppelfunktion der Bilder als Folterpraxis und gleichzeitig als Schnappschuss zeigt, mit welchem hohem Maß von mangelndem Unrechtsbewusstsein gefoltert wurde. Ein zentrales moralisches und rechtliches Tabu demokratischer Gesellschaften, das Folterverbot, existiert hier nicht. Diese Bilder zeigen nicht den Tabubruch, nicht das Abnorme. Gerade die Doppelfunktion der Bilder und vor allem das Lachen der Folterer machen deutlich, dass wir uns im Selbstverständnis dieser Täter offensichtlich bereits im Bereich des Normalen befinden müssen. Das Lachen von Lynndie England ist nicht nur ein Verlachen der Würde der irakischen Männer. Folter scheint für die Vertreter und Vertreterinnen des führenden demokratischen Landes völlig selbstverständlich zu sein. Die Bilder schockieren, weil sie eine von den meisten verleugnete Normalität jenseits der Legalität zeigen.³

Darüber hinaus stehen die Posen der Folternden, ihr Ver/Lachen und ihr unterschiedener Blick in die Kamera in einer langen Tradition von Kolonialfotos, die als Trophäen Herrschaft und Sieg über jene Kolonisierten repräsentieren, die nicht selten gezwungen wurden, sich in der Art eines auf einer Safari erlegten Tieres ablichten zu lassen. Die breite Veröffentlichung der Folterbilder durch die Medien und im Internet hat die Produktivität der Bilder noch erhöht, weil dadurch erst die sexuelle und kolonialistische Demütigung ausgeweitet und kollektiviert wurde und so von einer Demütigung der „arabischen Welt“ gesprochen werden kann.⁴

3 Zur weltweiten Praxis sexueller Folter und dem verdrängten Wissen darum, siehe Theweleit (2004).

4 Zur rassistischen Konnotation dieser Kollektivierung, die die subjektiven Demütigungen der Gefolterten austreicht, siehe Phase2 (2004).

Der westliche Betrachter, um den es hier geht, ist nicht nur mit dem Kamerablick des Folterers, also mit der Folterpraxis konfrontiert, sondern kann so auch gezwungen sein die kolonialistische Folterperspektive zu wiederholen. Das ist die größtmögliche medialisierte Wirklichkeit. Distanz lässt sich dann schwer einnehmen, Ekelgefühle können auftreten.

Das Bild des Kapuzenmannes an Elektrodrähten kann dagegen keinen Ekel, sondern eher Entsetzen auslösen. Es lässt Distanz zu und ist sehr schnell zur grafischen Ikone geworden, die im Irak als Wandmalereien erschien oder in den USA als nachgemachte Apple-Werbung kursierte. Dieses Bild symbolisiert die Qual des Gefolterten nicht in einer kolonisierenden Beziehung, sondern das Opfer selbst steht im Mittelpunkt und kann zur Ikone des Gepeinigten und des Märtyrers werden.

Ekelgefühle verweisen auf die ungewollte Nähe mit imaginärem Schmutz, Dreck, Abfall, mit dem Tabuisierten. Und gerade weil vor allem auf den Bildern mit Lynndie England Tabuisiertes und Verdrängtes zu sehen ist, können sie beim Betrachten Ekel auslösen. Vielleicht deshalb, und damit komme ich zum zweiten Aspekt, weil sie in besonderem Maße etwas davon zeigen, was in einer normalen westlichen Subjektwerdung verworfen werden muss. Die US-Soldatin und der irakische Gefangene werden in den Bildern zu Figuren, die jeweils gleichzeitig sehr widersprüchliche und ambivalente Positionierungen repräsentieren und ebenso deren Relationen zueinander. Beide stellen eine Kombination aus relationalen Positionierungen dar, für die es in der westlichen symbolischen Ordnung keine eindeutigen Symbolisierungen gibt. Lynndie England zum Beispiel vereint mehrere, sich anscheinend widersprechende Positionen miteinander. Sie ist als Frau in der Position des Täters und als US-Soldatin handelt sie im Namen der Armee und damit auch der US-Regierung. Als Frau gehört sie aber ebenso zu einer Minderheit, welche die Mehr-

heit, also die männlichen Soldaten in der männlichen Institution repräsentiert. Als Weiße ist sie andererseits wiederum und von vorne herein eine Vertreterin der hegemonialen Position, sowohl in der Armee als auch in der US-amerikanischen Nation – und im Westen generell. Das ist ein bemerkenswertes Moment, weil damit tatsächlich ein historischer Einschnitt in der Politik der Bilder markiert wird. Nicht grundlos wurde Private Lynndie England immer wieder mit Private Jessica Lynch verglichen (vgl. Rich 2004).⁵ England repräsentiert die Kehrseite der jungen, blonden Soldatin aus dem Irakkrieg, der das Pentagon und die Medien eine scheinbar lupenreine Heldinengeschichte konstruierten. So wie Lynch zur positiven, trotz ihrer Verwundung, heldenhaften Kämpferin allegorisiert wurde, so sehr wurde England zu deren Gegenteil. Beide jedoch sind Allegorien der US-amerikanischen Nation. Mit den Folterbildern aus Abu Ghraib entstand allerdings zum ersten Mal seit dem 11. September 2001 eine negative Allegorie der Nation. Mit dieser Soldatin Lynndie England war die Nation nicht mehr die Verwundete, die dennoch tapfer weiterkämpft. Im Gegenteil: Jenseits einer nachvollziehbaren Bedrohungssituation folterte sie als gehörte es zu den Normalitäten ihrer Welt.

Ungeachtet dieser traditionell weiblichen Allegorisierung der Nation bleibt es außergewöhnlich, dass eine Frau sexuell foltert. Es schien ein starkes Begehren gegeben zu haben, immer nur diese unübliche Version sexueller Gewalt zu betrachten, obwohl auch Fotos von Vergewaltigungen gefangener irakischer Frauen existierten. Solche Bilder wurden uns aber nicht gezeigt. Weil wir sie bereits kannten? Weil sie zum bekannten Muster so vieler Kriege und Nachkriegszeiten gehören und längst nicht mehr die spontane Empörung auslösen?

5 Der gleiche Artikel erschien auch auf der Titelseite von *The New York Times* – Beilage der *Süddeutschen Zeitung* am 24. Mai 2004.

Die sexuelle Folter von Lynndie England zerschlägt nicht nur ein scheinbar männliches Monopol. Ihre Schändungen gelten auch – analog einer traditionellen heterosexuellen Geschlechterordnung – als größtmögliche Demütigung dieser Männer – von Männern, weit schlimmer als die Schändung von Frauen. Denn in den Bildern bleibt Lynndie England als schändende Frau in einer männlichen Position. Die geschändeten Männer dagegen werden in eine verweiblichte Position gezwungen. Die Gefolterten werden so effeminiert und damit, aus der dominanten heterosexuellen Perspektive, homosexualisiert. Die Soldatin England bleibt dagegen in der dominanten heterosexuellen Position, verstärkt durch das Wissen der Betrachtenden, dass sie schwanger ist. Sie ist gleichzeitig männlich und schwanger. Die mächtige Mutter tritt hier auf, die moralisch unsauber und beschmutzend wirkt. „Schon als Betrachter fühlt man sich beschmutzt“, schreibt Gustav Seibt (2004) in der *Süddeutschen Zeitung* (Seibt 2004). Sie bringt Scham und Schande über den Westen und sie schändet gleichzeitig. Das kann nur eine Frau in einer männlichen Positionierung.

Die Bilder sind obszön, in mehrfacher Hinsicht (s.a. Hentschel 2005). Einmal durch die Figur Lynndie England: Sie bezieht sich in ihren sexuell dominanten Posen zur Kamera und zu den gedemütigten Männern in einer Weise auf den Sexual- und Fäkalbereich, dass sie das Schamgefühl nicht nur der Gefangenen auf grausamste Weise verletzt. Sie sind nackt, zum Teil ihres Sehsinns beraubt, den Kopf unter einer sackähnlichen Verhüllung verborgen. Sie sind den Übergriffen einer amerikanischen Frau und deren Blickmonopol machtlos ausgesetzt.

Zugleich wird damit aber auch das Schamgefühl des westlichen Betrachters verletzt. Denn auf allen Fotos sind die Genitalien der Gefolterten durch Unschärfe retuschiert. Das wiederum scheint nicht nur notwendig, um den Bildern den Vorwurf der Pornografie zu ersparen

(womit sie allerdings gerade als Pornographie deklariert werden). Diese Unschärfe-Manipulation bei der Veröffentlichung bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes auch eine Entwaffnung: eine visuelle Kastration. Entmachtung also als Voraussetzung für den westlichen Blick. Diese Entschärfung gelingt allerdings nicht vollständig, nicht zuletzt deshalb, weil die Bilder als Folterpraxis zur Distanzlosigkeit zwingen können. Das Wissen und die Vorstellung, dass die männlichen Geschlechtsteile nicht nur für die Soldatin, sondern auch für das Kameraauge sichtbar waren, kann nicht verschleiert werden. Die Unschärfe versucht allein unsere Scham zu schützen, nicht die der Gefolterten, sonst hätte man auch ihre Gesichter unkenntlich gemacht (s.a. Rall 2004).

Lösen die Bilder ein Ekelgefühl aus, genügt die Unschärfe nicht, um dem Betrachtenden eine souveräne Blickposition zu sichern, eine Position, die sowohl Distanz als auch Mitleid ermöglicht. Die Bilder können Ekel evozieren, wenn man einerseits gezwungen ist, sich mit der Allegorie Lynndie England zu identifizieren – eine ungewohnte, unangenehme Nähe. Wenn diese Repräsentation dann auch noch beschmutzend wirkt, kann das die Konfrontation mit Verdrängtem und Verworfenem darstellen. Und, wenn sich die Betrachtenden beschmutzt fühlen, kann dies wiederum eine Nähe mit den geschändeten Männern bedeuten. Auch dies ein ungewollter Kontakt.

Immer wieder wurde England auch als Domina gelesen (vgl. Müller 2004; Koydl 2005). Diese Folterbilder scheinen an SM-Spiele zu erinnern, in der der masochistische Part auch zur tiernahen Position werden kann. Eine solche Lesweise dürfte allerdings eher der Entlastung des Betrachtenden dienen, als dass sie das Setting der Folter treffend beschreiben könnte, nicht zuletzt deshalb, weil beide Positionen, die sadistische wie die masochistische, frei gewählt werden können. Davon kann bei Folter keine Rede sein (s.a. Theweleit 2004).

Aber nicht nur die Soldatin, auch die irakischen Gefangenen können für einen Betrachtenden zu Figuren werden, in denen widersprüchliche und ambivalente Positionierungen kombiniert sind - vorausgesetzt, der Betrachter hat solche Qualen nie selbst am eigenen Leib erfahren müssen. Die Bilder zeigen die gefangenen Männer in einer Opferposition, der die geschlechtliche und kulturelle Demütigung brutal eingeschrieben wird. Sie sind allerdings bereits *bevor* sie gefangen genommen und gefoltert wurden für einen Blick im Rahmen der Ideologie des Krieges gegen den Terror als fundamental anders, als gefährlich, bedrohlich und unsauber markiert worden. In der Rhetorik des *war on terror* werden die des Terrorismus Verdächtigen gleichzeitig herabgesetzt und mit Tieren verglichen, so dass die Folterer sich einer entmenschlichenden Perspektive, die bis ins Weiße Haus reicht, anschließen konnten. Konnte man in einem solchen Wahrnehmungsklima von den Folternden Unrechtsbewusstsein als normale Reaktion erwarten? Eine Kriegsideologie, vor allem die gegen den Terror, arbeitet mit deutlichen Feindbildkonstruktionen wie 'gefährliche Islamisten'. Die Gefangenen in Abu Ghraib waren, ungeachtet ihrer tatsächlichen Schuld, die es rechtfertigen könnte, dass sie überhaupt in diesem Gefängnis saßen, die Visualisierung dieser Feindbildkonstruktionen. Aber nicht (mehr) als starke Männer, sondern sie sind als nackte, nicht-weiße Körper in ihrer Verwundbarkeit größtmöglich ausgestellt, weil von einer US-amerikanischen, weißen Soldatin geschändet. Sie sind entehrt, symbolisch beschmutzt und als effeminierte und homosexualisierte werden sie entlang einer heterosexuellen patriarchalen Ordnung symbolisch kastriert und zusätzlich entmenschlicht.

Auch diese Figur entzieht sich aufgrund ihrer Vielschichtigkeit der Symbolisierung und kann beim Betrachten aus einem westlichen Hintergrund heraus eher mit den unterschiedlichen abgespaltenen Anderen des eigenen Selbst konfrontie-

ren, als dass eine identifikatorische, mitfühlende Nähe und damit ein immer auch entlastendes Mitgefühl möglich wäre. Gründe hierfür können durch die vielen unterschiedlichen, ambivalenten und irritierenden Positionierungen von Täter und Opfer und die beschriebene Doppelfunktion der Bilder entstehen. Denn „solange wir Mitgefühl empfinden“, schreibt Susan Sontag (2003: 119), „kommen wir uns nicht wie Komplizen dessen vor, wodurch das Leiden verursacht wurde. Unser Mitgefühl beteuert unsere Unschuld und unsere Ohnmacht.“ Wo Ekel entsteht, kann aber kein Mitleid sein.

Generell, das zeigt die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Ekel deutlich, ist die Opposition von rein versus unrein fundamental für die Subjektwerdung, für das sprechende Subjekt. Nicht zu verstehen als anthropologische Konstante, sondern als eingeschriebenes biopolitisches Muster der Moderne. In den Theorien über Ekel von Sigmund Freud bis Julia Kristeva markiert diese unwillkürliche menschliche Reaktion die Konfrontation mit dem eigenen, immer gesellschaftlich vermittelten Verworfenen oder Abjekten (vgl. Menninghaus 2002). Wenn wir kein Mitleid empfinden können und uns erstaunt selbst in der Rolle des Komplizen entdecken, dann könnte das an der Wiederkehr dessen liegen, was ein westliches Subjekt verdrängen muss, um „normal“ leben zu können. Das mag für den als pervers verworfenen Sex ebenso gelten wie für den eindeutig als andersgeartet wahrgenommenen Menschen. Demnach gibt es eine strukturelle Analogie zwischen Sex, Schmutz und dem Anderen als Verworfenen.

An dieser Stelle erscheint es nicht uninteressant, die Funktion des Hundes in den Folterpraktiken aus Abu Ghraib näher zu betrachten. Kein anderes Tier kann das Obszöne und Ekeleregende der Folterbilder deutlicher machen. In der „arabischen Welt“ gilt der Hund als ausgesprochen schmutziges Tier. Hunde auf die Gefangenen zu hetzen, sie nackt

am Boden liegend, an einer (Hunde)Leine zu führen, sie zu zwingen, wie Hunde zu bellen, sich also selbst zu Hunden zu machen, sich selbst solchermaßen zu beschmutzen, all dies potenziert den perfiden Charakter der Bildbotschaft.

Zugleich kann die Tierposition in einer langen Tradition von Herrschafts- und Gewaltverhältnissen westlicher, moderner Gesellschaften gelesen werden. In der 200-jährigen Geschichte der westlichen Moderne gibt es zahllose Beispiele, in denen als „anders“ markierte Menschen wie Tiere behandelt wurden. Wenn die weiße US-Soldatin den am Boden liegenden irakischen Gefangenen an einer Hundeleine führt, kann das daran erinnern, dass verschiedene hegemoniale Positionen in westlichen Gesellschaften immer auch diesen Preis haben oder hatten. Ein Blick in die europäischen Kolonialgeschichten des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt, dass das Schmutzige, Unreine zur Abgrenzung des Eigenen auf jene Menschen projiziert wurde, die als Nicht-Weiße degradiert wurden, als Wilde, Unzivilisierte, der Gattung der Affen näher als dem europäischen Menschen. In dieser Genealogie scheinen auch die terrorisierten Gefangenen zu stehen, was die Geschichte des Westens als eine von „Demokratie und Freiheit“ einmal mehr als Farce offenbart.

Doch kehren wir noch einmal zum potentiell angeekelten Betrachten der Bilder zurück und zur Rolle des Vierbeiners. Wie Menninghaus (2002: 280) in seiner Ekelstudie zeigt, geht Freud davon aus, dass Ekel eine „Affektverwandlung“ oraler und analer Libido ist. Eine bestimmte Trieborganisation, die denen von Tieren verwandt erscheint, muss für den Preis des aufrechten Ganges vom Menschen verdrängt werden. Durch die aufrechte Haltung wurden die Sexualorgane erst richtig sichtbar und anstößig (ebd.: 281). Wichtiger als diese Ursprungsgeschichte ist allerdings jenes Argument Freuds, das die Unterscheidung zwischen Tier und Mensch zur fundamentalen Differenz der modernen westlichen Vorstellungen von

Zivilisiertheit macht (ebd.: 288). Und das Ekelgefühl ist nicht unabhängig von dieser Unterscheidung zu verstehen, weil es durch Gerüche oder Bilder gerade an der Grenze zwischen rein und unrein, zwischen zivilisiert und unzivilisiert entsteht. Kulturbildend, so Freud, ist das Streben nach Reinheit, Hygiene und der damit verbundene Drang nach Beseitigung der Exkreme, ein Muster, das die USA im 19. Jahrhundert ebenso prägte, wie die Länder Europas (Freud 1989: 93).

Wenn die Bilder aus Abu Ghraib die Wiederkehr des Verdrängten der „westlichen Welt“ zeigen, das Abgestoßene, das beim Anblick der Bilder auftauchen kann, und der Ekel auf der Grenze zwischen Lebbarem und nicht Lebbarem entsteht, dann kann das betrachtende Subjekt in eine Krise gestürzt werden. Eine souveräne Position ist so schwer beizubehalten.

Diese Krise wird in dem Fall nicht durch die Zerstörung eines zivilisatorischen Konsenses oder der Regeln zivilen Umgangs miteinander hervorgerufen. Im Gegenteil: Hier geht es um eine fundamentale Struktur westlicher Demokratien und der Art und Weise, sich darin als Subjekt zu konstituieren, eine Struktur, die durch solche Bilder gleichsam aus dem Verborgenen in die Öffentlichkeit gezwungen werden kann. Denn der Ekel entsteht an der Grenze zum Verworfenen. Er ist ein Gefühl, durch welches das Verworfene im Symbolischen wieder zur spürbaren Realität wird, die einen emotionalen Ausnahmezustand hervorruft. Die historisch-spezifische Struktur der westlichen Moderne, die sich über Reinheitskonstruktionen herstellt, hat also sowohl auf der kulturellen, der sozialen wie auf der individuellen Ebene eine fundamentale Bedeutung. In den letzten Jahren erfährt diese Struktur im politisch-ideologischen Denken des Westens eine Art Renaissance. Sie wird zum vorherrschenden und allseits präsenten Paradigma. Philipp Sarasin geht sogar so weit, zu sagen, das Phantasma der Rein-

heit sei gegenwärtig zum „Basis-Code der politischen Sprache“ (Sarasin 2004: 158) geworden. Wenn der amerikanische Präsident George W. Bush in seiner *Axis-of-Evil*-Rede⁶ von „Tausende[n] von gefährlichen Killern“ spricht, „ausgebildet in den Methoden des Mordes, oft unterstützt durch gesetzlose Regierungen“, die „über die ganze Welt verbreitet“ seien, und „wie tickende Zeitbomben“ „ohne Warnung losgehen“ (zit. nach ebd.: 165), dann spricht er genau von der extremen Bedrohungssituation, die auch in den Diskussionen in Deutschland die Versuchung befördert, Folter zu legitimieren. Angesichts des dramatischen Szenarios der tickenden Bomben schwindet auch hier immer wieder die Anzahl derer, die Folter als Mittel zur Rettung der Vielen ablehnen.⁷ Jenseits tatsächlicher Bedrohungen, universalisiert Bushs Rhetorik die Bedrohungsszenarien und treibt zu einem hysterischen Diskurs an, durch den alle, die als Terroristen markiert werden, gleichzeitig als tickende Bomben erscheinen, die zivil getarnt, aber mitten unter uns leben und permanent die „freie, zivilisierte Welt“ bedrohen. Zu deren Rettung erscheint Folter dann als mögliche, ja womöglich als notwendige Tat. Die Bilder aus Abu Ghraib legen die Perfidie dieser Denkweise offen. Sie zeigen, dass die Nation eben nicht durch Folter zu retten ist, weil die Nation selbst foltert. Mit diesen Bildern wird offenbar, dass die Narration von der verwundeten Nation, die geschützt und deren Werte gerettet werden müssen, nicht (mehr) funktioniert. Das ist die Zäsur dieser Bilder.

6 In seiner Rede zur Lage der Nation am 29. Januar 2002 prägte George W. Bush den Begriff der „Achse des Bösen“.

7 Zum „Fall Daschner“ – dem Frankfurter Polizeivizepräsidenten Wolfgang Daschner, der in einer Aktennotiz im Herbst 2002 festhielt, dass der Entführer (und Mörder) von Jakob von Metzler „durch Zufügung von Schmerzen“ verhört werden sollte, damit das Kind noch gerettet werden könnte – siehe Meier (2004).

Der offizielle Umgang Washingtons mit den „Vorfällen“ in Abu Ghraib versuchte genau diese Zäsur zu verschleiern. In der Stilisierung von Lynndie England und allen anderen Folterern zu pathologischen Ausnahmen, die mit juristischer Routine aus der westlichen Wertegemeinschaft ausgesondert werden müssen, soll die Distanz zur Schande und zur Schändenden wieder hergestellt werden, eine politisch rituelle Reinigungsgeste von Schmutzigen, vom Tabuisierten. Die Frau, die die Ehre nicht nur der männlichen Soldaten beschmutzte, sondern zugleich auch die der Nation und des gesamten Westens, soll als deviante Einzel-Person aussortiert werden. Alle Beschuldigten dieser vermeintlichen Folterausnahme sind Gefreite und Soldaten mit niederem Rang. Sie werden vor Gericht gestellt, in der Hoffnung, die Krise so beenden zu können.

Die Bilder zeigen aber, dass das eigene System nicht nachhaltig auf diese Weise verteidigt und gerettet werden kann, weil sie die Hysterie des *war on terror* offenlegen. Und sie offenbaren darüber hinaus, dass die persönliche wie die nationale Souveränität auf Verdrängung des als nicht assimilierbar geltenden Anderen gegründet ist. Der Westen schaut angeekelt in seine eigene Fratze.

Die Rede von der Schande ist demnach eine bewusste oder auch unbewusste Strategie, um von einer moralisch distanzierteren Position aus zu erklären, das Verhalten von Lynndie England sei falsch, deviant, nur eine Ausnahme. Das mag sehr wohl zutreffen, weil tatsächlich nicht alle foltern. Die Bilder aus Abu Ghraib zeigen jedoch, dass Folter keine Ausnahme ist. Sie machen die Systematik der Folter deutlich, das perfide Wissen, das diesen spezifischen Folterpraktiken zugrunde liegt, die Kenntnis der kulturellen Kränkungen mit der die irakischen Gefangenen in besonderem Maße zu demütigen sind. Das vieldeutige Lächeln im Gesicht der Soldatin verweist auf die angenommene Sicherheit, im Recht zu sein. Beim Betrachten der Bilder kann eine Distanzierung trotz der behaupteten

Ausnahmesituation schwer möglich sein. So könnten solch schnell übergangene Reaktionen wie Abscheu und Ekel ein spontan emotionales Indiz dafür sein, dass eine kühl rationale Distanzierung nicht wirklich gelingen muss. Nach einjähriger zyklischer Wiederholung der Bilder sind sie eingegangen in ein kollektives Bildgedächtnis. Die anfänglichen Emotionen werden höchstens noch erinnert, aber längst nicht mehr erlebt. Dem Impuls der Distanzierung nicht nachzugehen und die ungewollte Nähe auszuhalten, wäre ein Schritt in Richtung dahin, beim Betrachten der Bilder Verantwortung für deren Bedeutung zu übernehmen.

Literatur

- Bernstein, Richard (2004): Transatlantische Verwirrung. In: *die tageszeitung*, 17. Mai
- Böhm, Andrea (2004): Wie man den Krieg der Ideen verliert. In: *die tageszeitung*, 10. Mai
- Freud, Sigmund (1989): Das Unbehagen in der Kultur. In: Ders.: *Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt/M., S. 63-130
- Hentschel, Linda (2005): Das Kommen der Bilder. Jacques Derridas Gastfreundschaft für Schurken visuell gedacht. In: Jörg Metelmann (Hg.): *Porno-Pop. Sex in der Oberflächenwelt*. Würzburg, S. 61-74
- Kleine-Brockhoff, Thomas (2004): Außer Kontrolle. In: *Die Zeit*, 6. Mai
- Koydl, Wolfgang (2005): Das Gesicht von Abu Ghraib. In: *Süddeutsche Zeitung*, 2. Mai, S. 1
- Leyendecker, Hans (2004): Stützpunkte des Abscheus. In: *Süddeutsche Zeitung*, 8./9. Mai
- Meier, Horst (2004): Die Versuchung der Folter. Eine deutsche Bestandsaufnahme. In: *Kursbuch „Neue Rechtsordnungen“*. 155, S. 108-121
- Menninghaus, Winfried (2002): *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt/M.
- Müller, Kai (2004): Die Scham-Offensive. Innenansichten eines Krieges: Wie die Folterbilder aus dem Irak unser Verständnis von Demokratie illustrieren. In: *Tagesspiegel*, 27. Mai
- Pickert, Bernd (2004): Die lächelnde Peinigerin aus West Virginia. In: *die tageszeitung*, 8. Mai
- Phase2 (2004): Im Krieg und in Amerika ist alles erlaubt. Über Private Lyndie England und die Sexualisierung des Antiamerikanismus. In: *Phase2. Zeitschrift gegen die Realität*, 13, S. 25-28
- Rall, Veronika (2004): Kein Ende der Folterstreifen. Schreckensbilder aus Irak. In: *Frankfurter Rundschau*, 13. Mai
- Reinecke, Stefan (2004): Abu Ghraib – das sind wir. In: *die tageszeitung*, 15. Mai
- Rich, Frank (2004): The unraveling of U.S. propaganda. In: *International Herald Tribune*, 15./16. Mai
- Seibt, Gustav (2004): Ehrverlust. Was die amerikanischen Untaten für uns alle bedeuten. In: *Süddeutsche Zeitung*, 8./9. Mai
- Sarasin, Philipp (2004): „Anthrax“. *Bioterror als Phantasma*. Frankfurt/M.
- Sontag, Susan (2003): *Das Leiden anderer betrachten*. München/Wien
- Theweleit, Klaus (2004): Folter und Frühstücksbrotchen. In: *die tageszeitung*, 10. Juni